

Mission als Dialog?¹

Die christliche Sendung
im Gespräch mit dem Islam



Anja Middelbeck-Varwick²

Lässt sich der Begriff der „Mission“ mit dem „Dialog der Religionen“ vereinbaren? So lautet die Frage, die es im Folgenden in Bezug auf das Gespräch mit muslimischen Gläubigen zu bedenken gilt. Die Frageform, in der die zu leistende Verhältnisbestimmung von Mission und Dialog mit Blick auf den Islam aufgenommen wird, indiziert Skepsis. Denn nicht nur der Begriff „Mission“ ist höchst erklärungsbedürftig, sondern auch der Abstand, den er zu den Anliegen des Dialogs zu wahren hat, scheint klar bemessen: Interreligiöser Dialog ist zunächst etwas anderes als Mission. Welche Rolle aber spielt die christliche Botschaft im Dialog mit dem Islam? Hierzu acht Überlegungen.³

1. Der Begriff der „Mission“ ist erklärungsbedürftig

Der Begriff „Mission“ ist sowohl historisch belastet als auch *per se* ein theologisch vieldeutiger Begriff. Um ihn zu definieren, ist zunächst wichtig, zu bestimmen, was christliche Mission *nicht* meint.

¹ Vortrag auf dem Studientag „Missionsverständnis im Gespräch“ der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) am 30. September 2015. Der Studientag war ein weiterer Baustein im Prozess „MissionRespekt“, der aufgrund des Papiers „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ angestoßen wurde.

² Anja Middelbeck-Varwick ist Professorin für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Theologie des interreligiösen Dialogs und christlich-muslimische Beziehungen an der Freien Universität Berlin. Die jüngste von ihr u. a. herausgegebene Publikation ist: Armut und Gerechtigkeit. Christliche und islamische Perspektiven, hg. von Christian Ströbele, Anja Middelbeck-Varwick, Amir Dziri, Muna Tatari, Regensburg 2016.

³ Vgl. ausführlich hierzu: Anja Middelbeck-Varwick: Mission impossible? Die Sendung der Kirche im Zeitalter verdichteter Welt-Räume; in: Christoph Böttigheimer (Hg.): Glo-

Entschieden abzugrenzen ist der Terminus zunächst von jenen territorial ausgerichteten Missionen, die zum Zwecke der „Seelenrettung“ eine macht- und gewaltvolle Expansion des Christentums betrieben.⁴ Die Geschichte der Missionen und die vielgestaltigen Einsätze der Missionsgesellschaften lassen sich zwar gewiss nicht auf ihre Fehlentwicklungen reduzieren (wie z. B. auf ein „koloniales Projekt“), doch zweifelsohne gab es in ihrem Verlauf gewaltvolle Eroberungen, Zwangstaufen und kirchlichen Machtmissbrauch. Die dunklen Kapitel der christlichen Ausbreitungsgeschichte belasten den Begriff „Mission“ und erschweren seine Weiterverwendung. Gleichzeitig stellen sie die Notwendigkeit eines kontextuellen Missionsbegriffs vor Augen: Es lässt sich nicht ahistorisch von „der“ christlichen Mission sprechen, dies wäre ein ideologisches Konstrukt. Die christliche Mission vollzieht sich immer kontextgebunden.

Heute kann es der christlichen Mission nicht mehr darum gehen, eine quantitative Ausbreitung des Christentums zu intendieren, also alle Menschen zu Kirchenmitgliedern zu machen. Entscheidend ist allein die Expansion des „Reiches Gottes“. Entsprechend kann Mission nicht zum Zwecke der gezielten Bekehrung Nichtgläubiger oder Andersgläubiger konzipiert werden, also aus manipulativen Werbemethoden bestehen oder massive Überredung anwenden. Dies bliebe eine Form der Gewalt und widerspräche zutiefst dem Anliegen christlicher „Verkündigung“. Wäre das erste Anliegen der Mission, den Religionswechsel anderer Gläubiger bewirken zu wollen, so wäre das Evangelium entschieden missverstanden. Die Nachfolge Jesu setzt Freiheit und innere Zustimmung voraus. Das bedeutet: Mission schließt jedweden Zwang einschließlich jedweder Bekehrungsunternehmungen aus.

Dies gilt auch für Matthäus 28,19 f, den sogenannten „Taufbefehl“. Der Basler Theologe Reinhold Bernhardt formuliert hierzu: „Problematisch

balität und Katholizität, Freiburg i. Br. 2015, 143–168; *Anja Middelbeck-Varwick*: Theologische Grundlagen des Dialogs aus christlicher Perspektive; in: *Mathias Rohe/Havva Engin/Mouhanad Korchide/Ömer Özsoy/Hansjörg Schmid* (Hg.): Handbuch Christentum und Islam in Deutschland. Grundlagen, Erfahrungen und Perspektiven des Zusammenlebens, Bd. 2, Freiburg i. Br. 2014, 1089–1114; *Anja Middelbeck-Varwick*: Zwischen Mission, Religionstheologie und globaler Herausforderung. Baustellen einer interreligiösen Christologie; in: *Markus Luber/Roman Beck/Simon Neubert* (Hg.): Christus und die Religionen. Standortbestimmung der Missionstheologie (Weltkirche und Mission 5), Regensburg 2015, 18–40.

⁴ Vgl. weiterführend *Henning Wrogemann*: Ehrlichkeit und Selbstkritik. Zum Dialog von Muslimen und Christen über ihr Glaubenszeugnis in Geschichte und Gegenwart; in: *Anja Middelbeck-Varwick/Hansjörg Schmid/Ayşe Başol-Gürdal/Bülent Ucar* (Hg.): Zeugnis, Einladung, Bekehrung. Mission in Christentum und Islam, Regensburg 2011,

ist Mission immer dann, wenn sie nicht primär vom geistlichen Interesse an der Verkündigung der Christusbotschaft – in Wort und Tat – geleitet ist, sondern im Eigeninteresse der christlichen Religion handelt. In Mt 28,19 heißt es aber nicht: ‚machtet zu Christen‘, sondern ‚machtet zu Jüngern‘. Es geht nicht um die Ausbreitung der Kirche im institutionellen Sinne, sondern um den Ruf in die Christusnachfolge. Dieser Ruf geht nach Mt 28,19 f der Taufe und der Lehre voraus. Wer ihm folgt, wird auch die Taufe begehren und daraus wird dann auch die Besinnung auf den Inhalt der Gottesoffenbarung in Christus erwachsen. Das ist die Logik der Aussagen in diesen Versen.“⁵

Der Begriff der Mission ist mit dem Gesagten keinesfalls obsolet. Zu klären ist allerdings weiter, in welchem Sinn er festgehalten werden soll.

2. Mission ist Grundcharakteristikum von Kirche

Papst Franziskus forderte 2013 in seinem vielbeachteten Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium*: „Versetzen wir uns in allen Regionen der Erde in einen ‚Zustand permanenter Mission‘.“⁶ Der Papst rief damit alle Gläubigen zu einer missionarischen Neuausrichtung auf, ja zu einer „neuen Etappe der Evangelisierung“. Die christliche Mission, das Gesandsein, gilt Franziskus gleichsam als Grundbewegung christlicher Existenz, sich vollziehend in allen Bereichen persönlicher und gesellschaftlicher Begegnung. Die päpstliche Aufforderung lässt sich mit dem vom Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65) definierten Verständnis von Kirche verbinden. Hier heißt es im zweiten Artikel des Dekrets über die missionarische Tätigkeit der Kirche (*Ad gentes*): „Die pilgernde Kirche ist ihrer Natur nach missionarisch, da sie selbst aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes ihren Ursprung herleitet gemäß dem Ratschluss Gottes, des Vaters.“⁷ Mission wird hierbei nicht als eine von vielen Tätigkeiten der Kirche bestimmt, sondern die Kirche selbst ist als Gesandte un-

23–41; hier: 28.

⁵ Reinhold Bernhardt: Mission in einer multireligiösen Welt; in: Mission impossible? Im Spannungsfeld von Mission und interreligiösem Dialog, Bern 2008, 5–18, hier: 12.

⁶ Papst Franziskus: Die Freude des Evangeliums. Das Apostolische Schreiben *Evangelii gaudium* über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute. Mit einer Einführung von Bernd Hagenkord SJ, Freiburg im Breisgau 2013, Nr. 25.

⁷ Dekret über die missionarische Tätigkeit der Kirche *Ad gentes*, Artikel 2, zitiert nach der von Peter Hünermann herausgegebenen lat.-dt. Studienausgabe: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 1, Freiburg i. Br. 2004, 459–

terwegs. Die missionarische Dimension der Kirche als ihren Grundcharakter einzutragen, eröffnete 1965 vor allem die Möglichkeit, die kirchliche Mission von den territorial ausgerichteten Missionen abzugrenzen – und trotz aller Kritik – am Begriff der Mission festzuhalten.

Die mit dem Konzil grundgelegten Vorstellungen wurden in der Folgezeit fortgeschrieben und erweitert: Insbesondere neue Weisen der Wahrnehmung und des Dialogs mit den begegnenden (außereuropäischen) Kulturen und Religionen wurden als notwendig erachtet. Gemeinsam mit dem Begriff der „Evangelisierung“ wurde der Terminus der „Inkulturation“ leitend.⁸ Bereits das Konzilsdekret *Ad gentes* hatte die „Evangelisierung“ als Ziel der missionarischen Tätigkeit bestimmt und damit primär die „Verkündigung der Botschaft Christi durch das Zeugnis des Lebens und das gesprochene Wort“ gemeint. Diese habe durch Laien und Kleriker zu erfolgen, als „Grundpflicht des Gottesvolkes“ (AG 35).

Zu den Fortschreibungen gehört auch, dass sich mit ihnen der Adressatenkreis kirchlicher Mission wandelt: Ging es in früheren Jahrzehnten primär um Menschen, die noch nicht zum Glauben an Christus gekommen waren, so treten nun die Nicht-mehr-Glaubenden und Agnostiker hinzu. Verändert hat sich auch der Status der Andersgläubigen: Galten sie in früheren Zeiten als „zu Bekehrende“, so sieht sich Kirche heute im Dialog mit Menschen aus anderen Religionen, so dass aus den Andersgläubigen mitunter „andere Gläubige“ werden.

In Bezug auf den Islam hatte das Konzil in Artikel 3 der „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (*Nostra aetate*)“ eine grundlegend neue Sicht formuliert. Leitmotivisch für diese kann der erste Satz dieses Artikels gelten: „Mit Wertschätzung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den einzigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der die Menschen angesprochen hat ...“.⁹ Artikel 3, der insgesamt mit sehr großer Wertschätzung vom Glauben der Musliminnen und Muslime spricht und das Gemeinsame unterstreicht, konnte in den Jahrzehnten nach dem Konzil zur Magna Charta des katholisch-muslimischen Dialogs werden. Zugleich bleibt die eingangs skizzierte Bestimmung von Mission auch in Bezug auf den Islam in Geltung: Nicht als Zusatzfunktion kirchlicher Praxis, sondern als ihre Grundbewegung ist die

531, hier 460.

⁸ Vgl. *Michael Sievernich*: Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart, Darmstadt 2009, 148–150.

⁹ Artikel 3 der Erklärung über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen

Kirche missionarisch. Sie bezeugt allen Menschen die liebende Zuwendung des einen Gottes, der „universale Heilswille Gottes“ schließt auch die Muslime ein, wie das Konzil explizit betont hatte.¹⁰

3. *Mission ist Bezeugung christlichen Glaubens in Wort und Tat*

Sowohl „die Mission“ als auch „die Kirche“ vollziehen sich durch Lebensgeschichten von Menschen. Während der Begriff der Mission stärker vom Gedanken der Sendung geprägt ist, fokussiert der Begriff „Zeugnis“ mehr den persönlichen Einsatz aus christlicher Überzeugung. Zeugnis geben von etwas oder Zeugin sein für etwas – dies kann nur dann geschehen, wenn eine eigene, existentielle Glaubenserfahrung vorausgeht und grundlegende Bedeutung für jemanden besitzt: Zeugnis geben kann nur, wer sein Innerstes immer wieder in Gott festzumachen weiß, Gottes Zusage vertraut und sich wandeln lässt. Nur wenn der Glaube an Jesus Christus einen Menschen wesentlich in seinem Denken, Fühlen und Handeln bestimmt, kann dies überzeugend wirken. Nur wenn dieser Glaube zur sinnstiftenden Dimension des Eigenen geworden ist, wird er zeichenhaft über sich hinaus weisen. Das Bezeugen des christlichen Glaubens bedeutet stets mehr als die Pflege individueller Frömmigkeit. Ein Glaube, der dem Leben Sinn und Richtung verleiht, wird nicht durch zu lehrende und zu verkündigende Satzwahrheiten konkret, wohl aber durch gute Worte und gute Taten, durch Lebensweisen der Nächstenliebe. Entsprechend kann das Evangelium nur von jeweiligen Menschen in jeweiligen Situationen bezeugt werden, mal implizit, mal explizit. Wenngleich also die christliche Sendung „eine“ ist, so vollzieht sich die Zeugnisgabe notwendig divers. Mission als Bezeugung des christlichen Glaubens meint dann nichts anderes als überzeugende Christusnachfolge:¹¹ In mitmenschlicher Solidarität, in der Aufnahme von „Fremden“, im Widerspruch gegen Unrecht, im Einsatz gegen Armut, Leid, Einsamkeit und Unterdrückung kann Gott erfahren werden.

(*Nostra aetate*), zitiert nach: HThK Vat. II, Bd. 1 (Dokumente), 358.

¹⁰ Vgl. hierzu Artikel 16 der Dogmatischen Konstitution über die Kirche (*Lumen gentium*).

¹¹ Auch in diesem Zusammenhang sei ein Zitat von Reinhold Bernhardt angefügt: „Mission besteht daher nicht darin, Absolutheitsansprüche für den eigenen Glauben zu erheben und andere zur Umkehr aufzufordern, sondern sich selbst immer neu zu Gott zu bekehren und dadurch anderen Menschen Zeugnis des gelebten Gottesglaubens zu geben. Wirkung und ‚Erfolg‘ der Christusnachfolge in der Welt liegen in der Hand Gottes und können getrost seinem unverfügbaren Wirken überlassen werden.“ (Vgl. *Bernhardt*,

An Jesus Christus zu glauben bedeutet, zu zeigen, dass Gott sich zuwendet, dass er Mensch geworden ist und seine Liebe ausbreiten will. Wenn die Kirche als Glaubensgemeinschaft für Humanität entsteht, ist sie missionarisch: Sie wird dann ihrer Verantwortung „in der Welt“ gerecht, wenn sie betend und handelnd eine Gemeinschaft der Nächstenliebe ausformt. Entsprechend braucht die christliche Mission, verstanden als „Tätigkeit an der Menschwerdung von Menschen“ (Hans-Joachim Sander), keine fernen Orte oder andersgläubigen Menschen aufsuchen. Die Orte der Mission sind all jene, an denen sich das menschliche Antlitz Gottes zeigt.

4. *Mission vollzieht sich in Kommunikation und Kontext*

Die neu in den Blick gekommene Polyzentrik bzw. Polykulturalität des Christentums hat auch das Nachdenken über die Bedeutung der Mission verändert, z. B. insofern diese nicht mehr eurozentrisch, linear oder territorial ausgerichtet gedacht wird. Gleichwohl bleibt es für die Kirche essentiell, an „ihren“ Orten Zeugnis von der Menschwerdung Gottes zu geben: Angesichts der Komplexität und der Gegenläufigkeiten globaler Erfahrungsräume bedarf es hierzu permanenter Vermittlungsprozesse und Übersetzungen. Dialog und Kommunikation sind tragende Dimensionen der Mission. Grundlegend für die Verständigungsprozesse ist die Einsicht, dass mit der Unverfügbarkeit der Glaubenswahrheit notwendig die Relativität der eigenen Aussagen einhergeht. Glaube kann nur in partikularen Weisen angenommen werden und Ausdruck finden, er ist kein Besitzstand, sondern bleibt Geschenk Gottes. Das Christentum ist in diesen Prozessen nicht an bestimmte politische, sprachliche oder kulturelle Konstellation gebunden, „sondern im Hinblick auf dessen universale heilbringende Sendung und kulturelle Übersetzbarkeit im Prinzip offen für die Vielfalt der Welt“.¹²

Christliche Identität wird sich nicht an einem Punkt fixieren lassen. Jedes Christusbekenntnis ist orts-, zeit- und kontextgebunden. Dies gilt entsprechend für die Konkretisierungen der christlichen Sendung.

Trotz des Wissens um die eigene Partikularität (und auch angesichts fragmentierter Realitäten) wird die Gemeinschaft der Christinnen und Christen versuchen, ihrer globalen politischen Verantwortung (z. B. für den Frieden, gegen Hungersnöte, für den Schutz der Natur usw.) gerecht zu werden und sich in die Weltöffentlichkeit hinein vermitteln. Hierbei

Mission, 14).

¹² Norbert Hintersteiner: „Found in Translation“. Von der Weltmission zum interreligiösen Zeugnis. Zukunftsperspektiven der Missionswissenschaft; in: Concilium 47 (2011),

können und müssen die Religionsgemeinschaften nach Kräften zusammenwirken. Für Christinnen und Christen in der Nachfolge Jesu wird dies bedeuten, eine dialogische Praxis der interreligiösen Beziehungen zu verwirklichen.

5. *Dialog ist Teil der christlichen Sendung*

Der Dialog von Gläubigen mit anderen Gläubigen ist in sich wertvoll und Teil der christlichen Sendung. Um auf die Eingangsfragen einzugehen: Der Dialog ist kein zusätzliches Instrument, das strategisch zu einem ganz anderen „heimlichen“ Ziel, wie dem der Bekehrung, eingesetzt wird. Die Sendung bedarf des Dialogs, weil die von Christinnen und Christen geglaubte Wahrheit nie absolut verfügbar ist, sondern immer nur relational ausgesagt werden kann.

Dies gilt schon innerhalb des Christentums: Tradierte Gewissheiten können fragwürdig werden und bedürfen je neuer Verstehensweisen. Sie bedürfen jeweiliger Begründungen, nicht nur, damit sie in ihrer Gültigkeit eingesehen werden können, sondern vielmehr, damit das Bekenntnis Gottes, das Bezeugen Jesu Christi und damit die *traditio* des Glaubens gelingt. Der stete Transfer des Glaubenswissens im Prozess der Glaubensannahme und Glaubensweitergabe sowie die Sprachfähigkeit der kirchlichen Sendung sind für den Bestand und die Lebendigkeit der Kirche elementar. Verkündigung im Modus des Dialogs über den Glaubensinhalt und das Kommunizieren des Christusereignisses haben daher entschieden an Bedeutung gewonnen. Die innerchristlichen Gespräche können hier von den Einsichten aus den interreligiösen Gesprächen lernen, dass die eigene Perspektivität, konfessionelle Verwurzelung im Glauben, die jeweilige Färbung des Christusbekenntnisses notwendig einzubringen ist. Oder, wie Walter Kasper schreibt: „Die Wahrheitsfindung in der Kirche muss dialogisch geschehen. Als Dialogsakrament Gottes mit der Welt ist die Kirche in sich selbst dialogisch verfasst. Anders ist Wahrheit heute nicht rezeptions- und konsensfähig.“¹³

In Bezug auf die andere Religion heißt das gerade nicht, dass der Anspruch auf die „Wahrheit“ des christlichen Glaubens aufgegeben wird. Dialog setzt eine Standortgebundenheit immer voraus. Doch das Wissen darum, dass in keiner Religion die Wahrheit „absolut“ verfügbar ist, mahnt zur Bescheidenheit, zur gemeinsamen Suche nach Erkenntnis, Innerlich-

keit, Weisheit.

Wenngleich Christinnen und Christen Jesus Christus als den Weg, die Wahrheit und das Leben bezeugen und davon überzeugt sind, dass sein Geschick für alle Menschen absolute Bedeutung hat, müssen sie doch auch für sich selbst Wege finden, mit der begegnenden religiösen Pluralität umzugehen. Andere religiöse Wahrheitsansprüche können für Christinnen und Christen hierbei nicht gleichermaßen in Geltung stehen, sondern nur in den eigenen Verstehens- und Glaubenshorizont eingeordnet werden. Sinnvoll geschieht dies in einer lernbereiten, offenen Haltung einerseits, in abgrenzenden Bestimmungen andererseits. Die eigene Perspektive, in die das „Andere“ eingeholt wird, ist hierbei unhintergebar.¹⁴

6. *Der Dialog von Christen und Muslimen erfolgt „auf Augenhöhe“*

Das bisher Ausgeführte schließt ein, von einer rechthaberisch behaupteten oder auch nur still postulierten Überlegenheit des eigenen Glaubens auch im Gespräch mit Musliminnen und Muslimen Abstand zu nehmen. Dialog muss, soll er ernsthaft geführt werden, „auf Augenhöhe“ erfolgen. Dies meint, dass alle am Dialog Beteiligten gleichberechtigt an diesem teilnehmen. Ein „Dialog auf Augenhöhe“ schließt ein, dass auch Christinnen und Christen damit rechnen, dass Muslime und Musliminnen ihnen etwas zu sagen haben. Dies ist offenbar keine Selbstverständlichkeit.

Bis in die Gegenwart bleiben christlich-theologische Beurteilungen des islamischen Glaubens bisweilen schwierig, problematisch oder denkbar ambivalent. Seit dem Aufkommen des Islam fühlt sich der christliche Glaube zur Apologie herausgefordert, weil mit dem muslimischen Anspruch, der Koran sei die letztgültige Offenbarung Gottes, die vertraute Heilsgeschichte gesprengt wird. Im Mittelpunkt der gleichsam von Konkurrenz und Verwandtschaft geprägten Kontroversen steht von Beginn an die Frage nach dem Offenbarungsverständnis: Wie ist die universale Geltung der Offenbarung in Jesus Christus angesichts des islamischen Glaubens zu behaupten?¹⁵ Die maßgeblich erst im 20. Jahrhundert einsetzenden Dialogbemühungen der christlichen Kirchen bleiben auf die spannungsvolle Of-

¹³ *Walter Kasper: Theologie und Kirche (I), Mainz 1987, 168.*

¹⁴ Ich folge hier dem von Reinhold Bernhardt vertretenen religionstheologischen Modell des „mutualen Inklusivismus“. Dieses folgt der hermeneutischen Einsicht, dass Verstehen immer bedeutet, das zu Verstehende in den eigenen Referenzrahmen einzubinden, also in das von der eigenen Tradition geprägte Vorverständnis. Jede religionstheologische Aussage ist standortgebunden und muss sich hierüber im Klaren sein. Vgl. zum Ansatz:

fenbarungsfrage zentriert: Zur Diskussion stehen in diesem Zusammenhang insbesondere das Gottes- und Schriftverständnis und damit die Frage, ob es derselbe Gott ist, den Christen und Muslime bekennen.

Doch haben sich im Zusammenhang mit einer gewandelten Dialoghermeneutik, die nicht mehr allein nach universalen Wahrheits- und Geltungsansprüchen fragt, sondern vielmehr wechselseitiges Verstehen befördern will, auch die Verständigungsinteressen verändert. Der Dialog mit dem islamischen Glaubensverständnis ist zu einem wichtigen Lernort christlicher Dogmatik geworden.

Zu einem „Dialog auf Augenhöhe“ gehört nicht zuletzt ein Sachwissen: Christliche Theologie bedarf heute einer sorgfältigen Kenntnis der islamischen Gotteslehre, insbesondere ihres Fundaments, des Korans. Wer sich kein Urteil über die Glaubensschrift der Muslime gemacht hat, ist für einen sachgerechten, redlichen Dialog nicht qualifiziert. Umgekehrt ist zu wünschen, dass Muslime die christliche Gotteslehre (insbesondere Aussagen zur Trinität, Christologie und Soteriologie) nicht allein anhand der koranischen Vorgaben bewerten, sondern das biblische und dogmatische Selbstverständnis heutiger Christen zugrunde legen. Gewiss hat die christliche Theologie der islamischen Koranexegese deutlich dort zu widersprechen, wo sie selbst missverstanden wird. Doch sollte eine berechtigte Apologetik des Eigenen den Blick für die Glaubensintentionen der anderen nicht völlig verstellen. Allzu schnell könnte das Verharren bei koranischen Fehlinterpretationen ausblenden, was an „Wahrem“ und „Heiligem“ im Koran zu finden ist und mehr noch, was sein ganz *eigenes* Anliegen ist. Denn wenn auch die Christologie gegenüber dem Koran zu behaupten ist, so lohnt es doch, die durchweg positive islamische „Jesulogie“ des Korans zunächst einmal wahrzunehmen. Die koranischen Verse über „Jesus, den Sohn der Maria“ sind keinesfalls ausschließlich abgrenzend zu lesen oder nur im Prozess der Ausformung der eigenen muslimischen Identität zu verstehen, sondern sie stellen eine muslimische Deutung Jesu dar, bei der Jesus als islamischem Propheten höchste Wertschätzung zukommt.¹⁶

Ein Dialog „auf Augenhöhe“ beachtet das Selbstverständnis der begegnenden Religion. Eine christliche Perspektive auf den Koran sollte sich entsprechend grundlegend bewusst machen, auf welche Weise sie die Suren versteht. Auch weiterhin ist hierbei der Streit um die Differenzen im Offenbarungsverständnis erforderlich und von großem Wert, um dem Eigen-

Reinhold Bernhardt: Ende des Dialogs?, Zürich 2006, 206–246.

¹⁵ Vgl. *Hans Zirker*: Christentum und Islam, Düsseldorf ²1992, 55–92.

¹⁶ Vgl. weiterführend *Angelika Neuwirth*: Der Koran, Berlin 2010, 472–498 und *Friedmann Eißler*: Jesus und Maria im Islam; in: *Christfried Böttrich/Beate Ego/Friedmann*

sinn beider Religionen überhaupt gerecht zu werden. Doch sollte sein Grundton geprägt sein von dem Wissen um das unverfügbare Geheimnis des stets größeren Gottes und eine gemeinsame, freundschaftliche Gottsuche intendieren. Gute Gründe für eine dogmatische Ausgrenzung des Islams mag es gegeben haben, mindestens aber die für seine theologische Geringschätzung gilt es heute zu überwinden.

7. Im Dialog sind „das Mitteilen des Eigenen“ und „das Verstehen des Anderen“ gleich wichtig

Wenn im Dialog von Christen und Muslimen heute verstärkt über angemessene Kriterien interreligiöser Bezugnahmen nachgedacht wird, also darüber, wie und nach welchen Maßstäben die Aussagen und Phänomene der anderen Religion bewertet werden können, so ist dies Ergebnis eines längeren Prozesses religionstheologischer Reflexionen. Im Rahmen seines religionstheologischen Ansatzes unterstreicht Reinhold Bernhardt vor allem die Bedeutung der Gegenseitigkeit interreligiösen Verstehens, worin ihm zu folgen ist. Grundlegend gilt: Das „Mitteilen des Eigenen“ und das „Verstehen des Anderen“ sind für den Dialog gleichermaßen bedeutsam.¹⁷

In Bezug auf das „Verstehen des Anderen“ geht es Bernhardt hierbei um die Begegnung verschiedener „Innenperspektiven“. Zum christlichen Glauben selbst gehört es, so legt er dar, dass er über sich hinausgeht: Christlicher Glaube ist exzentrisch und besteht nicht nur in sich selbst. Entsprechend muss auch der Identität einer anderen Religion Raum gegeben werden, also der Versuch unternommen werden, die Innenperspektive der begegnenden Religion zu verstehen. Verstehen bedeutet für Bernhardt nicht nur ein intellektuelles Wissen, das gewonnen werden kann, sondern umfasst vielmehr ein sich Hineinversetzen in den Anderen, eine empathische Haltung, die es vermag, sich in die andere Glaubensweise einzufühlen bzw. ernsthaft bemüht ist, sich auf die andere Sicht einzulassen.

Zugleich werden die eigenen Überzeugungen, Glaubensinhalte und Gewissheitsgrundlagen in den Dialog eingebracht, das „Mitteilen des Eigenen“ besitzt dasselbe Gewicht wie das Verstehenwollen des Anderen.¹⁸ Bernhardt formuliert diesbezüglich: „Den Anderen verstehen und die eigenen Glaubensüberzeugungen einschließlich der sich aus ihnen ergebenden Urteilsbildung unverkürzt einzubringen – beides macht einen authenti-

Eißler: Jesus und Maria in Judentum, Christentum und Islam, Göttingen 2009, 120–205.

schen interreligiösen Dialog – seinen Reiz und seine Spannung – aus. Dialog vollzieht sich also in der dynamischen Balance zwischen zwei Haltungen, die jeder der Dialogpartner wechselseitig einnimmt, die in ihm selbst in einer dialogischen Beziehung zueinander stehen und innere Dialoge provozieren: der empathischen Haltung des verstehen-wollenden Einfühlens in den Anderen und der (im weiten und wertfreien Sinne) konfessorischen Haltung, in der eine Bezeugung der eigenen Gewissheitsgrundlagen stattfindet.“¹⁹ Durch das Hineinbegeben in die religiöse Überzeugung der begegnenden Anderen, sollen diese möglichst so verstanden werden, wie sie sich selbst verstehen. Dazu gehöre die Bereitschaft sich verändern lassen zu wollen, so dass der eigene Glaube – in kritischer Distanz oder durch die bereichernden Erfahrungen – an Gestalt gewinnt.

Das Prinzip der Gegenseitigkeit klammert die Wahrheitsfrage keinesfalls aus, ordnet sie den Prozessen des Dialogs aber deutlich nach. Bernhardt plädiert diesbezüglich für eine sachgemäße Relativierung religiöser Wahrheitsansprüche: Ziel des Dialogs „kann und darf nicht sein, die Konkurrenz der begegnenden Wahrheitsansprüche zu entscheiden oder sogar einen Konsens zu finden. Ziel ist die Vertiefung der je eigenen Gewissheitsinhalte in der Auseinandersetzung mit herausfordernden Alternativen“.²⁰ Es lohnte ein vertieftes Nachdenken darüber, ob und inwiefern mit dem „Mitteilen des Eigenen“ im Sinne Bernhardts auch schon das getroffen ist, was „Mission“ meint. Fest steht: Auch im Rahmen des skizzierten „wechselseitigen Inklusivismus“ kann für eine christliche Perspektive kein anderer Maßstab zur interreligiösen Relationierung gewählt werden als das Christusereignis. An dieser Stelle seien die bisherigen Überlegungen abschließend noch einmal auf den Islam bezogen formuliert.

8. Der Islam ist zugleich Ziel der Verkündigung und Lernort des Glaubens, der in Christus gründet

Christinnen und Christen dürfen und müssen erfahrbar werden lassen, dass allen Menschen die Zuwendung Gottes gilt bzw. dass sie immer schon in dieser Zuwendung leben. Dies ist ihre Mission. Das Geschenk der Menschwerdung Gottes, seine Selbstmitteilung als Liebe beschränkt sich nicht auf das Christentum. Die Verkündigung hat nur im Modus der „Einladung zum Glauben“ im Dialog der Religionen ihren Platz: Nur im Werben um freie Zustimmung zur Botschaft Jesu Christi bedeutet Dialog dann auch

¹⁷ Bernhardt, Ende des Dialogs?, 92.

¹⁸ Vgl. ebd., 93.

Sendung, eine Mission, die lernoffen für das ist, was ihr begegnet.

Der Dialog mit „dem“ Islam kann dazu beitragen, dass Christinnen und Christen zu einer angemessenen Sprache finden, wenn sie ihren Glauben an die Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus darlegen. Doch verlangt der Dialog mehr als das Auffinden neuer Sprachformen für den eigenen Glauben; der Erhalt der eigenen Sprachfähigkeit ist eher ein höchst erfreuliches Nebenprodukt des Dialogs. Die geforderte kritische Vergewisserung geht jedoch über die sprachliche Revision des Eigenen hinaus: Die Verkündigung der Bedeutung von Leben, Tod und Auferstehung Jesus Christi muss sich den begegnenden Glaubensformen und Inhalten konsequent aussetzen, das heißt, sie muss sich ob ihrer geglaubten Eindeutigkeit von Musliminnen und Muslimen streng befragen lassen. Dialog als Lernort des Glaubens erfordert auch die Fähigkeit, anderen gewissenhaft Zuhören zu können. Dies schließt auch die Bereitschaft ein, die eigenen tradierten Glaubensweisen unter Umständen einer radikalen Re-Vision mittels der Perspektive der Anderen zu unterziehen, sie zu transformieren. Diese möglicherweise erforderlichen, veränderten eigenen Weisen, den Glauben zu bestimmen, sind notwendige Fortschreibungen, um Jesus Christus im Kontext der muslimischen Rückfragen sinnvoll und glaubwürdig bezeugen zu können.

In diesem Sinn ist der Islam zugleich das Ziel der Verkündigung und der Lernort des Glaubens, der in Christus gründet.

¹⁹ Ebd., 92–93.

²⁰ Ebd., 102.